



Die Überlebenden

Die Hafenstadt Mariupol wurde von Putins Armee fast völlig zerstört. Die Fußballprofis des FSK Mariupol überlebten. Und spielen nun wieder in der Meisterschaft – auch als Zeichen des Widerstands.

Von Matthias Fiedler, DER SPIEGEL, 20.05.2023

Als der Krieg über Ihor Bykowsky hereinbrach, blickte er gerade aus einem Fenster seines Hauses in Wynohradne, einer Kleinstadt nahe Mariupol. Schon die ganze Nacht über hatte er in der Ferne das Grollen der Explosionen gehört. Immer näher war es gekommen, hatte ihm den Schlaf geraubt und mit jeder Stunde mehr die Hoffnung, dass es irgendwann aufhören würde.

Und plötzlich, so erinnert sich Bykowsky, zischte nur ein paar Hundert Meter entfernt eine Granate durch die Luft. Sie schlug im obersten Stock eines Wohnblocks gegenüber ein. Feuer drang aus den geborstenen Fenstern, dichter Rauch stieg in den Himmel.

Es war Donnerstag, der 24. Februar 2022, sieben Uhr morgens, und Russlands Überfall auf die Ukraine hatte Bykowskys Viertel erreicht. Er bekam weiche Knie.

Panisch habe er T-Shirts, Pullover, Trainingsachen und Fußballschuhe aus dem Kleiderschrank gezerrt, erzählt er weiter, habe alles in zwei Koffer gestopft. Seine Mutter, mit der er schon am frühen Morgen telefoniert hatte, rief ihn wieder an, fragte, warum er so lange zum Packen brauche. »Deine Klamotten kannst du später noch holen«, habe sie gesagt. Bykowsky antwortete: »Ich glaube nicht, dass ich zurückkommen werde. Mach dir keine Sorgen.« Dann legte er auf.

Ihor Bykowsky, 26, rechter Außenstürmer vom FSK Mariupol, ein Mann mit blondierten Haaren und Dreitagebart, erzählt seine Geschichte Anfang März in einer kalten Umkleidekabine am Rande der westukrainischen Stadt Lwiw, wo die Mannschaft im Trainingslager ist.

Eigentlich wäre Bykowsky jetzt mit seinen Teamkollegen auf dem Platz, in ein paar Wochen endet die Winterpause der zweiten ukrainischen Liga. Aber vor Kurzem ist er mit den Stollen im



Kunstrasen hängen geblieben, seitdem schmerzt das linke Knie. Mit dem linken Fuß hat er bislang vier Tore geschossen.

Seit vergangenem August wird in Kiew und der Westukraine wieder Fußball gespielt. Ohne Fans, immer in Reichweite eines Luftschutzes, Spielabbruch muss jederzeit möglich sein – so die Auflagen der Behörden. Es ist der Versuch, dem geschundenen Land ein Stück Normalität zurückzugeben. Ein Zeichen an die Welt, dass sich die Ukraine von Russland nicht den liebsten Sport der Menschen nehmen lässt.

Dass Bykowsky und seine Kameraden am Leben sind, dass sie zueinandergefunden haben und wieder Fußball spielen, kann man als Wunder bezeichnen.

Wie Bykowsky stammen viele von ihnen aus Mariupol – der einst blühenden Europa zugewandten Hafenstadt am Asowschen Meer. Die Moskauer Armee knapp drei Monate lang ohne Rücksicht auf Zivilisten zerstörte.

Bykowsky und seine Mitspieler erlebten, wie die russische Armee Mariupol mit Raketen und Artillerie beschoss. Wie sie die Stadt aus der Luft bombardierte, sie umzingelte, belagerte, Energie- und Kommunikationsnetze kappte. Wie sie die Einwohner hungern, dursten, verzweifeln ließ. Wie sie Kindern ihre Mütter und Frauen ihre Männer nahm. Tausende Ukrainer wurden in Massengräbern verscharrt. Laut der Menschenrechtskommissarin der Vereinten Nationen wurde die Stadt zum bis dahin »tödlichsten Ort in der Ukraine«. Zum Sinnbild eines sinnlosen Krieges.

Von allen Spielern aus seiner Mannschaft harrte Bykowsky am längsten in Mariupol aus, insgesamt gut drei Wochen, bevor ihm die Flucht gelang. In mehreren Gesprächen mit ihm und seinen Trainern, anhand von Fotos und Videos hat sich der SPIEGEL schildern lassen, wie er aus der Stadt entkam. Und wie das Schicksal ihn und seine Kameraden später wieder zusammenbrachte – auch, weil der Klubpräsident den Verein und die Erinnerung an die Stadt nicht sterben lassen will.

Denn Mariupol, so legen es aktuelle Aufnahmen der Stadt nahe, ist zu einem Ort geworden, an dem die russischen Besatzer eigene Häuser hochziehen, Straßen umbenennen, Denkmäler abreißen, den Lehrplan an Schulen umschreiben. Nichts soll mehr daran erinnern, dass die Stadt einst zur Ukraine gehörte.



Bykowsky sagt: »Mariupol wird nie zu Russland gehören.«

Ihor Bykowsky wurde 1996 in Mariupol geboren. Sein Vater, ein Seemann, reiste von dort auf Frachtschiffen in die Welt. Seine Mutter, eine frühere Leichtathletin und elegante Frau, arbeitete als Verwalterin in einem Sportklub. Sie hatte ihren Sohn schon mit 18 bekommen, brachte ihn zum Turnen, später zum Schwimmen und zum Fußball. »Mama ist nicht nur Mama«, sagt Bykowsky. »Sie ist auch meine beste Freundin.«

Als Jugendlicher wollte der heute 1,79 Meter große und 74 Kilo schwere Bykowsky so gut werden wie Weltstar Cristiano Ronaldo, den er für sein Ballgefühl und seinen muskulösen Körper bewundert. Er wollte in der spanischen Primera División spielen, doch das blieb ein Traum. Stattdessen kickte er für den Erstligaklub FK Mariupol und Lokomotive Jerewan in Armenien, bevor er 2017 zu Jarud wechselte – dem Vorgängerklub des heutigen FSK Mariupol.

Das Leben in Mariupol war schön, erzählt Bykowsky. Auch wenn es für die große Karriere nicht reichte, konnte er vom Fußball leben; zu den Heimspielen strömten an guten Tagen bis zu 1000 Fans, am Wochenende hing er mit seinen Kumpels in Cafés ab, manchmal gingen sie ins Theater. »Ich war glücklich.«

All das änderte sich mit jenem Tag, an dem Russland seine Heimat angriff. Bykowsky kann darüber genauso sachlich sprechen wie über die unbeschwerte Zeit vor dem Krieg. Ohne Übertreibung, ohne Emotionen – vielleicht auch, weil das Leid zur stumpfen Realität geworden ist, über die es sich kaum zu klagen lohnt.

Nach dem Angriff auf den Wohnblock in meinem Viertel wollte ich so schnell wie möglich ins Zentrum von Mariupol. Jeder glaubte, die Innenstadt würden die Russen verschonen. Aus Mariupol sofort fliehen konnte ich nicht. Da waren noch meine Verwandten, meine Freunde. Mit meinem Audi A6 fuhr ich Richtung Hauptquartier unseres Fußballklubs. Aber der Tank war fast leer. Zweieinhalb Stunden stand ich für Benzin an. So viele Autos hatte ich nie zuvor auf den Straßen gesehen.

Im Hauptquartier beschlossen meine Mitspieler und ich, aus Apotheken Verbandskästen für Verletzte zu besorgen. In meinem Auto karrte ich fünf, sechs Tage lang Flüchtlinge aus den



Vororten ins Stadtzentrum. Manche trugen nur zerfetzte T-Shirts. Ihre leeren Augen werde ich nie vergessen. Ich zog in das Apartment meiner Freundin im Süden der Stadt. Es ist heute völlig zerstört.

Bykowsky holt sein Smartphone aus der Hosentasche, zeigt Fotos der Wohnung, in der er auch seine zwei Koffer zurücklassen musste. In der Außenwand klafft ein riesiges Loch, Türen sind aus der Verankerung gerissen, Stromkabel hängen von der Decke, inmitten zerschlagener Möbel steht der Rahmen eines Doppelbetts, das Kopfende von Schüssen durchsiebt.

Anfang März wurde der Beschuss auf das Stadtzentrum immer heftiger. Der ständige Lärm der Einschläge machte mich fast wahnsinnig. Irgendwann gab es keinen Strom mehr, kein fließendes Wasser, kein Gas, die Supermärkte waren leer. Meine Freundin und ich kamen bei der Familie meiner Cousine unter. Sie wohnte in der Nähe des umkämpften Asow-Stahlwerks, hatte einen Brunnen auf dem Grundstück und eingelegte Gurken im Vorratskeller. Wir kochten Reis über dem offenen Feuer, teilten wegen der eisigen Kälte nachts das Bett. Wenn die Bomben fielen, pressten wir uns auf den Boden, hielten uns die Ohren zu und beteten.

Am 6. März floh meine Cousine mit ihrer Familie aus der Stadt, aber in ihrem Auto war kein Platz für uns. Mein Audi hatte keinen Sprit mehr. Nie zuvor habe ich mich so allein gefühlt. Mit einem Fahrrad fuhr ich auf ein Feld, wo es noch einen Balken Handyempfang gab. Ich rief meine Mutter an, sagte ihr, dass wir festsitzen. Sie weinte. Ich war mir sicher, dass wir verloren sind. Dass wir in Mariupol sterben würden.

Bykowsky umklammert mit beiden Händen sein Handy, starrt mit aufgerissenen Augen raus auf den Trainingsplatz, schweigt für einen Moment. Am liebsten, so scheint es, würde er jetzt über etwas anderes sprechen. Aber er will nicht unhöflich sein. Also berichtet er weiter.

Tage später bekam ich von einem Nachbarn fünf Liter Benzin. Es war eine Erlösung. Als Gegenleistung nahmen wir ihn und seine Familie mit. Acht Erwachsene zwängten sich mit drei Kindern und einem Hund in mein Auto, keine Ahnung mehr, wie das ging. Mein Gepäck war eine Plastiktüte mit ein paar Klamotten. Am Körper trug ich übereinander zwei Jacken und zwei Hosen. Am Vormittag des 22. März, das vergesse ich nie, fuhren wir los.



Auf dem Weg aus der Stadt mussten wir über eine halb zerstörte Brücke. Jemand hatte Holzplanken über die Löcher gelegt. Alle stiegen aus, damit der Wagen leichter wurde. Ich hatte wahnsinnig Angst, über diese schmalen Bretter zu fahren. Vor Nervosität drückte ich zu sehr aufs Gaspedal. Die Reifen drehten durch, die Bretter rutschten, fast hätte ich die Kontrolle verloren, aber irgendwie kam ich rüber.

Am ersten russischen Checkpoint musste ich mich bis auf die Unterhose ausziehen. Die Soldaten wollten sehen, ob eines meiner Tattoos ein patriotischer Schriftzug ist oder das Kennzeichen eines Bataillons. Dann hätten sie mich sofort mitgenommen, da bin ich mir sicher. Sie fragten mich, ob ich gedient hätte und Freunde beim Militär hätte. Sie filzten mein Handy nach verdächtigen Fotos und Videos. An zehn Checkpoints ging das so.

Knapp drei Tage lang waren wir unterwegs; am schlimmsten war der Weg aus der Stadt. Überall lagen leblose Körper. Sie waren verbrannt, verstümmelt, ohne Kopf, ohne Arme, ohne Beine. Ich frage mich, wie sich Menschen so etwas antun können. Wir fuhren auf Landstraßen bis nach Dnipro, tankten für fünf Euro den Liter. Wir wollten nur weg von den Raketen und den Bomben. Meinen silbernen 1997er Audi A6, den mir mein Vater geschenkt hatte, spendete ich später dem ukrainischen Militär. Der Abschied war hart. Ich liebte dieses Auto. Es hatte uns das Leben gerettet.

In Dnipro und später in Kiew, erzählt Bykowsky, mieteten er und seine Freundin eine Zeit lang eine Wohnung. Sie lebten von Erspartem und etwas Geld von seinen Eltern. Vor dem Krieg waren sie erst mal sicher, aber Bykowsky überfiel eine bleierne Apathie. »Ich hatte auf nichts Lust, wusste nicht, wie es weitergehen soll. Ich wusste nur, dass ich wieder kicken wollte. Aber unser Team war versprengt, die Heimat verloren.«

Der Mann, der die Freude in Bykowskys Leben zurückbrachte, schaut Mitte März in eine Laptopkamera. Oleksandr Jaroschenko, 58, der Präsident des FSK Mariupol, sitzt in Tarnjacke und Kakihose auf einer Ledercouch unter einem Kronleuchter – es ist das Büro einer Handelsplattform für Kryptowährung. Seit vergangenem Oktober ist das Unternehmen Hauptsponsor des Teams.

»Alte Freunde von mir«, sagt Jaroschenko. »Da hilft man sich.«



Ohne den umtriebigen Jaroschenko, da sind sie sich im Klub einig, würde es den FSK Mariupol heute nicht mehr geben. Dann wäre es ihm ergangen wie vielen anderen ukrainischen Profi- und Amateurtteams, denen der Krieg das Stadion, das Budget oder die Spieler genommen hat. Teams wie der einstige Erstligist FK Mariupol, dessen Profis bei Kriegsausbruch im Trainingslager in der Türkei waren. Und die erst gar nicht in die Ukraine zurückkehrten.

Vor dem Krieg finanzierte Jaroschenko seinen Klub aus eigener Tasche, mit Geld aus seinem Unternehmen für Medizintechnik. In Mariupol hatte er etwa 500 Mitarbeiter, besaß an der Küste ein großes Haus mit Pool und Fitnessraum. »Dann kamen die Russen und zerlegten alles«, sagt Jaroschenko und hält Fotos auf seinem Smartphone in die Kamera. Darauf zu sehen: zerschossene Häuserfassaden, ein zertrümmertes Garagentor, ein demolierter BMW-Sportwagen. »Den anderen haben sie gestohlen.«

Jaroschenko ist ein rastloser Geist. Gerade versuche er, seine zerschlagene Firma in Kiew neu aufzubauen, sagt er. Er trage doch Verantwortung, für die Familie, für die Angestellten, für den Fußballklub. »Für all die Menschen, die sich auf mich verlassen«.

Jaroschenko erzählt atemlos, seine Hände sind ständig in Bewegung, zwischendurch zieht er an seiner knisternden E-Zigarette, tippt eilig Nachrichten in sein Handy.

Als die ersten Raketen auf die Stadt regneten, verschanzten sich unsere Spieler und ihre Familien im Klubquartier im Stadtzentrum, insgesamt rund 30 Personen. Sie schiefen auf dem Boden, auf Wärmedämmmatten, die zur Isolierung von Wänden gedacht waren. Wir hatten sie in der Stadt eingesammelt. Aus der Kantine am Hafen, wo zu Beginn des Krieges noch gebacken wurde, besorgte ich Brot, dazu Trinkwasser.

Anfangs herrschte Chaos. Viele Spieler waren verwirrt, wussten nicht, was sie tun sollten. Ich schlug vor, alle mit dem Mannschaftsbus aus der Stadt zu schaffen, aber sie weigerten sich. Sie wollten ihre Angehörigen nicht zurücklassen. Irgendwann attackierten die Russen unser Quartier mit Mörsergranaten. Also packten die Spieler zusammen, flohen aus der Stadt in Autos, die ein Co-Trainer organisiert hatte. Sie hatten großes Glück, unversehrt herauszukommen, denn viele Ausfallstraßen waren blockiert oder vermint.



Ich blieb in Mariupol, brachte in einem Autokonvoi zunächst meine Frau und unsere fünf Kinder heraus, außerdem ein paar Zivilisten. Dann besorgte ich aus Apotheken Schmerz- und Narkosemittel für Krankenhäuser. Mit einem Krankenwagen transportierte ich Verwundete zu Hospitälern. Aus Mangel an Tragen karrten wir sie in Einkaufswagen in die OP-Säle. Aber nach drei Wochen wurde die Lage immer aussichtsloser. Es gab kaum noch Ärzte in der Stadt. Vor den Ambulanzen stapelten sich die Toten, niemand hatte Zeit, sie im gefrorenen Boden zu beerdigen. Am Morgen des 25. März verließ ich Mariupol in einem Schiguli, einem alten russischen Pkw. Im Rückspiegel sah ich meine Heimatstadt untergehen.

Im Sommer telefonierte Jaroschenko mit dem ukrainischen Fußballverband. Man habe ihm angeboten, aus der dritten in die zweite Liga aufzusteigen. Neun Teams hätten dort wegen der Kriegswirren zurückgezogen. Jaroschenko sagt, er habe nicht lange gezaudert, »obwohl wir völlig blank waren. Wir hatten keine Spieler, kein Equipment, keinen Teamarzt. Einzig den Mannschaftsbus und unseren Glauben an eine Zukunft hatten wir aus Mariupol retten können«.

Jaroschenko rief den Trainer an, der ihm versprach, innerhalb einer Woche Spieler und Betreuer zu finden. Er kämpfte sich durch die Bürokratie, um beim Weltfußballverband Fifa den Klubnamen ändern zu lassen. Von Jarud zu FSK Mariupol. »Jeder soll sehen, woher wir kommen«, sagt der Präsident. »Wir sind der Fußballklub, der überlebt hat.«

Der Krieg hat Jaroschenko zum Mangelverwalter gemacht. Seit das Klubquartier in Mariupol zerstört wurde, sitzen Sportdirektor, Finanzdirektor und Hausjurist im Ausland. Das neue Trainingsgelände befindet sich in Wyschhorod, einem tristen Vorort von Kiew, für einige Spieler hat Jaroschenko dort Apartments gemietet. All das ließ sich organisieren. »Schwieriger war die Finanzierung«, sagt er.

Viel mehr als das Geld vom Sponsor habe er für die Saison nicht zusammenbekommen, sagt er, umgerechnet rund 600.000 Euro. Entsprechend schmal fielen die Gehälter seiner Spieler aus, zwischen 250 und 300 Euro monatlich verdienten die Profis, ein Bruchteil von dem, was die Ligakonkurrenz zahle. »Dafür geben wir Spielern eine Chance, die woanders keinen Vertrag bekommen hätten.«



Ihor Bykowsky sagt, mit dem bisschen Lohn komme er kaum über den Monat. Wenn der Präsident nicht die Strom- und Gasrechnung seiner Wohnung übernehmen würde, wäre es noch knapper. Aber Geld sei eben nicht alles. »Dieses Team ist wie eine Familie. Unser Schicksal verbindet uns«, sagt Bykowsky, auch wenn sie untereinander kaum über das Erlebte sprechen.

Er erinnert sich genau daran, wie sich das Team nach fünf Monaten Krieg im vergangenen Juli zum ersten Training in einem Dorf bei Kiew traf. Einige hatten nur Jeans dabei, andere keine Fußballschuhe. »Das war egal. Wir fielen uns um den Hals. Wir konnten es kaum fassen, wieder zusammen auf dem Rasen zu stehen.« Unter einem Foto auf Instagram steht: »Bereit zum Siegen.«

Gewonnen hat der FSK Mariupol bislang selten. »Wir machen es wie Rocky Balboa«, sagt Trainer Oleh Krasnoporow. »Wir lassen uns zwölf Runden lang verprügeln. Und in der dreizehnten Runde schlagen wir zurück.«

Krasnoporow, 42, ist ein Mann mit kurzen, grauen Haaren, er trägt Turnschuhe in den Nationalfarben der Ukraine, auf seiner Handyschutzhülle ein abgegriffenes Foto seiner Familie. Der Krieg, sagen seine Spieler, habe ihn stiller und nachdenklicher gemacht. »Putin erklärte, Russland würde uns befreien«, sagt Krasnoporow und klingt immer noch ungläubig darüber. »Aber das Einzige, wovon sie uns befreit haben, ist das Leben und die Heimat, die wir hatten.«

Er verbrachte die ersten Monate der russischen Invasion bei Frau und Kindern in seinem Geburtsort Poltawa, sieben Autostunden nordwestlich von Mariupol. Für die ukrainische Armee füllte er Sandsäcke und half beim Bau von Molotowcocktails; zwischendurch schrieb er SMS an seine Spieler, fragte, wo sie seien, wie es ihnen gehe.

Um den Kampf gegen den Abstieg zu gewinnen, reiste Krasnoporow mit seiner Mannschaft Anfang März nach Lwiw ins Trainingslager. Die Großstadt, etwa 60 Kilometer entfernt von der polnischen Grenze, ist zum Zufluchtsort für Flüchtlinge aus der ganzen Ukraine geworden.

Hier, in einem Sportresort mit gepflegten Kunstrasenplätzen und einer modernen Sportklinik, trainieren die Spieler zweimal täglich. In ihrem Exilquartier bei Kiew können sie höchstens einmal am Tag trainieren. Der Weg aus der Stadt ist weit, die U-Bahn fällt manchmal aus, weil ihre Schächte als Luftschutzbunker dienen müssen, erzählt Krasnoporow.



Profifußballer sind in der Ukraine vom Kriegsdienst befreit. Trotzdem habe der russische Angriff die Spieler gezeichnet, sagt Krasnoporow. »Du siehst es in ihren Gesichtern. Wie ernst sie geworden sind.« Viele wüssten ohne den Fußball gar nicht, was sie tun sollten. Die Klubführung überlege deshalb zweimal, ehe sie einen Profi aussortiere. »Jeder bekommt eine Chance.«

Als sie im Trainingslager endlich wieder zusammengefunden hatten, ermutigte er sie: »Ihr habt die Hölle von Mariupol überlebt. Ihr braucht keinen Gegner zu fürchten.«

Am nächsten Tag liegt Bykowsky in der Sportklinik unweit des Trainingsplatzes auf einer Liege. Er ahnt, dass er das Testspiel gegen einen Lokalklub am Nachmittag verpassen wird. Eine Ärztin umkreist mit einem Ultraschallgerät sein linkes Knie, zeigt auf den Bildschirm. »Dein Außenband ist überdehnt«, sagt sie. »Am besten kühlst du fünfmal täglich und machst eine Woche Pause!«

Bykowsky nickt und zieht sich wortlos die Jogginghose an. Er hasst Pausen, sie lassen ihn ins Grübeln kommen. Wie Anfang des Jahres, als er allein in seiner Wohnung in Wyschhorod hockte. Die Mitbewohner waren über Weihnachten zu ihren Familien gefahren, seine Eltern mit den jüngeren Geschwistern ins kanadische Halifax geflohen. Seine Freundin jobbte schon in Warschau; seit November hat er sie nicht gesehen. »Sie fehlt mir.«

Er brauche Menschen um sich herum, andernfalls überfalle ihn die Traurigkeit. Dann komme es vor, dass er beim Fernsehen minutenlang auf den Bildschirm starre, ohne etwas zu sehen. Sein Hass auf die Russen wachse mit jedem Tag. »Keine Ahnung, was ich tun würde, wenn ich einem begegne«, sagt er. Manchmal, wenn er nicht wisse, wohin mit seiner Wut, überlege er, sich zum Kriegsdienst zu melden. »Aber das wäre Selbstmord«, sagt Bykowsky. »Ich kann doch gar nichts an der Waffe.«

Im Sportresort in Lwiw wohnt Bykowskys Team in einem Hostel, in der Nähe eines Skihangs, auf dem Anfang des Jahres zahlungskräftige Gäste durch den Kunstschnee pflügen und hinterher Glühwein trinken.

Aber selbst hier ist der Krieg nicht weit weg. Jeden Tag heulen in der Umgebung Sirenen, die vor Raketen warnen. Vor den Toren des überfüllten Lytschakiwskyj-Friedhofs im Südosten der Stadt



reihen sich Hunderte Gräber gefallener ukrainischer Soldatinnen und Soldaten, einige jünger als Bykowsky und seine Kameraden.

»Auch Mariupol ist zu einem Friedhof geworden«, sagt Bykowsky. »Ich könnte dort nicht mehr leben. Das wäre Gift für meinen Kopf.« Wenn er heute an seine Heimatstadt denke, dann meist an die guten Zeiten. An den Sand und das Meer. An den Wind und den Geruch der See. Irgendwann, sagt er, wolle er Kinder haben und ihnen von der Schönheit Mariupols erzählen.

Am Abend, nach dem gewonnenen Testspiel, hocken Bykowsky und seine Mannschaftskollegen Schulter an Schulter in einem Hostelzimmer. Sie haben zwischen den Stockbetten schmale Tische zusammengeschoben und pokern um Schokoriegel. Sie reden auf Ukrainisch, nicht mehr auf Russisch, wie früher.

Bykowsky gewinnt keinen Schokoriegel, aber er lächelt. Das erste Mal an diesem Tag sieht er glücklich aus. Mitarbeit: Nikita Ilchenko

***Anmerkung der Redaktion:** In einer früheren Version des Textes hieß es, der Fußballer Ihor Bykowsky blickte bei Kriegsbeginn aus seinem Haus in der Kleinstadt Nowoasowsk, nahe Mariupol. Tatsächlich befand sich sein Haus in Wynohradne, einem Vorort von Mariupol. Wir haben die entsprechende Textstelle korrigiert.*